

BUCHBESPRECHUNGEN

Stephan ERNST, Nicolaus KLIMEK (Hrsg.), *Grundkurs christliche Spiritualität, Werkbuch für Schule, Gemeinde und Erwachsenenbildung*. Kevelaer: Butzon & Bercker 2004. 256 S., Abb., ISBN 3-7666-0534-8, kart., € 19,80.

Die beiden Herausgeber schreiben zum Ziel des Kurses, der im vorliegenden Band vorgestellt wird: „Die Texte, Impulse und Übungen wollen einladen, den eigenen Lebensweg mit Gott bewusster und intensiver zu gehen.“ (9) Es geht also um das Leben *in* der Kirche. Der Band wendet sich an den Einzelnen ebenso wie an Gruppen. Das 1. Kapitel klärt den Begriff „Spiritualität“. Sie ist „die gesamte christliche Lebensführung, wie sie sich aus dem Glauben und Vertrauen auf Gottes Zuwendung und aus der Erfahrung des Geistes Gottes gestaltet“ (15f.). Diese Gestaltung ist das Ziel des Buches. So wird das Leben gleichermaßen einfach und klar, auch in mystischer Bewegung. Es folgen drei Kapitel über das Alte und Neue Testament sowie über „Kirche und Geist“.

Auf diese „Grundlegungen“ folgen „Grundhaltungen“: im Loslassen, im Lieben, im Leben, in alternativen Lebensstilen. Wichtig scheint mir in besonderer Weise das Loslassen zu sein u.a. im Fasten und im Trauern. Schließlich werden „Formen der Einübung“ vorgestellt: in der Schriftlesung, in Meditation und Gebet, in der Liturgie, in der Unterscheidung der Geister. Es geht um unvoreingenommene, ja fröhliche Einübung. Geistliche Schriftlesung kann den Glauben in angemessener und erkennbarer Weise erkunden, sie ist eingebettet im Gebet (vgl. 178f.). Hier ereignen sich christliche Meditation und Gebet. Vier Dimensionen des Betens werden vorgestellt: „Beten als Anrufung Gottes“, „Beten als Bedenken der Wirklichkeit vor Gott“, „Beten als Austausch in der Gemeinschaft“, „Beten als Protest gegen das Bestehende“ (186ff.). Menschen können vor Gott und zu ihm hin das Beten lernen: „Gebet ist Geschenk“ (190). Es vollendet sich in der liturgischen Feier. Die Liturgie gestaltet die Begegnung von

Gott und Mensch – nicht zuletzt im Gotteslob. Dies hätte ausführlicher behandelt werden können. Im letzten Kapitel geht es um die „Unterscheidung der Geister“. Hier werden vor allem Hilfen des Ignatius von Loyola und des Evagrius Ponticus vorgestellt. Sie helfen im Blick auf konkretes Handeln gerade auch in Entscheidungen.

Das Buch bietet am Schluss eine klug erstellte Literaturliste zu den einzelnen Kapiteln sowie Quellen-, Bibel- und Personenregister. Außerordentlich hilfreich für die intendierten Übungen ist der Aufbau der Kapitel mit biblischen Texten, Gebeten, Gedichten, Übungen, Impulsen, Aufgaben, Fragen und Bildern. Wer das Buch als Wegbegleitung benutzt, wird nicht von Texten erdrückt. Sie haben zwar Priorität, sind aber eingebettet in einen didaktisch und methodisch wohlüberlegten Rahmen. So wird Spiritualität praktisch.

Karl-Friedrich Wiggermann

Gerhard GÄDE (Hrsg.), *Hören – Glauben – Denken. Festschrift für Peter Knauer SJ zur Vollendung seines 70. Lebensjahres* (Theologie: Forschung und Wissenschaft; 14). Münster: LIT 2005. 414 S., Abb., ISBN 3-8258-7142-8, kart., € 34,90.

Peter Knauer SJ war zunächst Lehrbeauftragter und von 1980 bis 2003 Inhaber des Lehrstuhls für Fundamentaltheologie an der Hochschule Sankt Georgen. Durch eine neue Interpretation des Prinzips der Doppelwirkung ist er auch als Ethiker bekannt geworden. Schließlich hat er sich durch kommentierte Übersetzungen der Schriften des Ignatius von Loyola (u.a. durch die Deutsche Werkausgabe in 2 Bänden, vgl. GuL 71/1998, 477f.) sehr verdient gemacht. Die vorliegende Festschrift, die anlässlich seines 70. Geburtstages von G. herausgegeben wurde, enthält 21 spannende Beiträge, die verschiedene Schwerpunkte der Arbeit des Jubilars aufgreifen und illustrieren. Zur Sprache kommen so brisante Themen wie die Theodizeefrage, die Theolo-

gie der Religionen (Exklusivismus, Inklusivismus, Pluralismus), aber auch aktuelle pastorale Wegweisungen, ethische Herausforderungen und Ignatianische Einsichten. Einige Beispiele seien hier genannt:

Einleitend reflektiert der evangelische Systematiker *E. Jüngel* „weltliche Vorurteile im Blick auf die Sprache“. Zwar gilt, „wer reden will, muss schweigen können“, aber „in Sachen Gottes stehen Reden und Schweigen nicht nur nebeneinander, sondern gehören untrennbar ineinander“ (14). Es wird gezeigt, wie der Mensch auf das ihn bejahende Wort Gottes zu antworten vermag. „Der Mensch kann beten“. Alles authentische Reden von Gott gehe daraus hervor (23). Knauers Theologie ergänzend hinterfragt der Dogmatiker *M. Knapp* die Lehre des Thomas von Aquin zum Verhältnis von Gott und Schöpfung. „Erweist sich die Vollkommenheit der göttlichen Liebe ... nicht gerade darin, dass Gott ... in der Lage ist, in eine reale Beziehung zu seinen Geschöpfen zu treten und sich dem voll und ganz auszusetzen“ (62)? Unsere metaphysischen Bedenken, Gott dürfe wegen seiner Unveränderlichkeit nicht von uns abhängig werden, seien angesichts eines biblisch begründeten Gottesverständnisses nur noch eine heidnische Angelegenheit (66). Luthers Antwort auf die Theodizeefrage behandelt *W. Otto*. Sie sei letztlich die gleiche, die Christen immer schon im Römerbrief (Kap. 8) gefunden haben (81). Der Neutestamentler *J. Beutler* vom Bibelinstitut in Rom erläutert die provozierende Argumentation Jesu in Joh 10,34–36: „Ich habe gesagt: Ihr seid Götter“. Er nimmt sie nach der Art des jüdischen Schlusses vom Leichterem auf das Schwerere wörtlich. Der Text lege nahe, die göttliche Würde und Gottessohnschaft Jesu nicht zu isolieren, sondern von der entsprechenden Würde Israels (und des in Christus geschaffenen Menschen) her zu verstehen (112). Der Dogmatiker und Philosoph *H.-J. Höhn* skizziert eine „transversale“ Theologie der Religionen. Er sondiert, wie das Christentum „pluralitätsfähig“ ist. Aus den Prämissen Knauers zieht er jedoch andere Konsequenzen (117) wie auch im Hinblick auf den Ansatz des Systematikers *G. Gäde*, den man ebenso in dieser Festschrift nachlesen kann (131ff.).

Die pastorale Wegweisung des Beauftragten für Weltanschauungsfragen *E. Türk* lautet: „Gute“ Religion verteidigen und „schlechte“ kritisieren. Ein solches Selbstverständnis ma-

che sich jedoch nicht nur Freunde, nicht zuletzt auch deshalb, weil die pseudoreligiösen Fehlformen in den christlichen Kirchen und außerhalb nicht gerade gering seien (186). Wie man sich Gottes Fügung anvertrauen und das eigene Leiden bestehen kann, meditiert der Klinikseelsorger *Chr. Zimmermann-Wolf* mit einprägsamen Texten von Dietrich Bonhoeffer: „Gott ist bei uns, am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag“ (197). Kritische Hinweise zur Suchtkrankenpastoral bieten der Referent für Medizinethik *A. Bell* und die Referentin für die Seelsorge suchterkrankter Menschen *S. Bell-D'Avis*. Theologisch gesehen fange Gott nicht erst da an, wo die Sucht aufhöre. Auch Betroffene sind in jeder Situation – mag sie noch so erniedrigend sein – geliebte Kinder Gottes (231).

Sind ethische Normen objektiv begründet? Diese Frage beantwortet der Moraltheologe *St. Ernst* in einer Auseinandersetzung mit Norbert Hoerster. Im Glauben gehe es nicht darum, – wie Hoerster dem Christentum vorwirft – die Geltung ethischer Normen zuallererst durch die Berufung auf den in der Hl. Schrift geäußerten Willen Gottes zu begründen. Der christliche Glaube an das Evangelium von der Zuwendung Gottes setze vielmehr die Geltung des Gesetzes bereits voraus und ermögliche es Menschen, wahrhaft ethisch zu handeln (285).

T. Specker SJ erläutert den Unterschied zwischen Idol und Ikone, um noch genauer zu verstehen, was sich Ignatius unter Gott vorstellt. Seine Gottesvorstellung sei nur das Mittel, nicht das Ziel der Exerzitienbetrachtungen (332). In einem Beitrag über die Grundvollzüge der Kirche (Martyria, Leiturgia und Diakonia) konstatiert der Pastoraltheologe *M. Sievernich SJ* eine gewisse Analogie mit einer Triade in der frühen Neuzeit, als sich das Pastoral-Programm des Jesuitenordens herausbildete. Schon damals ging es um Wort, Sakrament und Werk (370). Abschließend behandelt die Theologin *Th. Hainthaler*, die auch das Personenregister erstellte, patristische Quellen der Ignatianischen Spiritualität. Sie zeigt Ähnlichkeiten (vielleicht sogar ökumenische Brücken) bei dem palästinischen Mönchsvater Dorotheus von Gaza und bei Johannes Climacus auf, der sein ganzes Leben auf dem Sinai verbrachte (379–388).

Zweifellos bezeugt diese Festschrift, wie es ihr Titel andeutet, kritische Verantwortung für

unsere Zeit. Gerne wünsche ich ihr deshalb zahlreiche Leser und Leserinnen, die den christlichen Glauben noch besser verstehen möchten. Nicht weniger wünschenswert scheint mir, dass die prinzipielle Bereitschaft zu einem dialogischen Selbstverständnis (*GÜ* 22), wie sie gerade in der Knauer-Schule von jedem Menschen erwartet wird, in der eigenen Praxis noch mehr zum Ausdruck kommt: etwa durch weitherziges Wohlwollen, durch noch intensiveres Nachfragen, was der andere eigentlich meint, und, soweit nötig, durch vorsichtige Verbesserung, die aber um die Mehrdeutigkeit alles Sprechens weiß. Wer bei seinen eigenen Formulierungen stehen bleibt, gerät in Gefahr zu vergessen, dass unser Erkennen und prophetisches Reden nur Stückwerk sind (vgl. 1 Kor 13,9). Menschliches Sprechen von Gott ist immer ergänzungsfähig und oftmals – im strengen Sinne des Wortes – ergänzungsbedürftig.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Hieronymus, *Commentarius in Ionam prophetam* – Kommentar zu dem Propheten Jona. Lat.-dt. Übers. und eingeleitet von Siegfried RISSE (Fontes Christiani; 60). Turnhout: Brepols Publishers 2003. 250 S., kart., ISBN 2-503-51442-1 (geb., ISBN 2-503-51441-3), € 32,90.

Schon vom NT her (z.B. Mt 12,40) ist die Jona-Erzählung unter Christen frühchristlich besonders präsent, was sich u.a. in der Katakomben-Malerei und Sarkophag-Plastik zeigt, und inzwischen auch als Archetyp therapeutisch beachtet. Nahe liegend ist es deshalb, dass auch in diesem Kommentar die christozentrische, die typologische Schriftauslegung dominant ist: Christus zeichnete im Voraus „die Umrisse der zukünftigen Wahrheit in seinen Dienern“ (95), wie der große dalmatinische Übersetzer in seiner Einleitung notiert. Der gleichermaßen schwierige wie geniale Grenzgänger und Dolmetscher Hieronymus, der die ganze Bibel aus dem Hebräischen ins Lateinische übersetzte und mit seiner Vulgata bis ins 21. Jh. Theologiegeschichte schreibt, hat sich der kleinen Jona-Novelle wohl im Jahre 396 angenommen, also in seiner Lebensmitte (* um 347, † 419/420). Streng auf den Lite-

rarsinn des Urtextes achtend und dabei frühere Übersetzungen, besonders die Septuaginta, stets berücksichtigend, zielt Hieronymus doch auf die geistliche Schriftauslegung, auf die allegorische Übersetzung – auch darin seinem großen Vorbild Origenes folgend: der Wortsinn sei das Fundament, der „sensus mysticus“ das Dach des Lebenshauses! Als Übersetzer und Kommentator versteht er sich ganz im Dienst des Textes. Nicht seine (in der Tat erstaunliche) Gelehrsamkeit will er in den Mittelpunkt stellen, sondern den vieldimensionalen Schriftsinn. Erstaunlich ist dabei das förmlich psychologische Gespür, mit dem sich Hieronymus in zentrale Gestalten und Szenen der Jona-Erzählung einfühlt, die er „natürlich“ als historischen Bericht liest (und nicht als fiktionale Novelle mit lehrhafter Absicht, wie die heutige Exegese). Bewegend ist z.B., wie der Übersetzer auf den hebräischen Doppelsinn in Jona 4,4 aufmerksam macht, wo zugleich mit „traurig“ oder „zornig“ übersetzt werden kann – als Gemütsregungen keineswegs nur des Menschen, sondern Gottes selbst. Interpretierend rückt wie selbstverständlich die dramatische Szene vom Aufenthalt des Jona im Bauch des Seeungeheuers, in den Tiefen des Todes, in den Mittelpunkt – archetypisch nicht nur für den Weg Christi, sondern für jeden, der ihm folgt. Dunkel und nur im historischen Kontext nachvollziehbar sind die höchst ambivalenten Stellungnahmen des christlichen Theologen Hieronymus zu Israel und den Juden: Neben vernichtenden, antijudaistischen Äußerungen stehen doch auch solche der Solidarität und gemeinsamer Hoffnung. Die vom Übersetzer Siegfried Risse glänzend eingeleitete und genau übersetzte Schrift erweist sich dem heutigen Leser einerseits also als entlegen und auch fremd, andererseits aber ungemein nah in dem Bemühen, in den biblischen Text einzusteigen und ihn sich zu eigen zu machen, „als wärs ein Stück von mir“. In Zeiten, in denen die Grenzen der bloß historisch-kritischen Methode der Schriftauslegung immer bewusster werden, gewinnen solche geistliche Lesarten trotz und in aller Zeitbedingtheit beispielhaften und aktuellen Charakter. Gut wäre es deshalb gewesen, R. hätte ausdrücklicher auch Bezug genommen auf den Ansatz kanonischer Schriftauslegung in der neueren Exegese, in der die Bibel

im Ganzen als Gesamtkunstwerk und intertextuelles Resonanzgeschehen neu gelesen und entdeckt wird. Auch bezüglich der drängenden Aufgabe, „Mystik“ und „Bibel“ wieder in ein wechselseitig produktives Gespräch zu bringen, ist von solch alten Schriftauslegungen der Kirchenväter viel zu lernen – dank der vorbildlichen Edition mit ausführlicher Bibliografie und genauen Registern erst recht.

Gotthard Fuchs

André DE JAER u.a., *Vivre le Christ au quotidien. Pour une pratique des Exercices spirituels dans la vie*. Namur, Paris: Editions fidélité 2003. 234 S., ISBN 2-87356-265-X, kart., € 19,00.

Exerzitien im Alltag sind in vielen Gegenden Deutschlands zu einem Standardangebot der Pastoral geworden. Verstanden werden darunter in aller Regel spirituelle Impulse für vier oder fünf Wochen. Für viele Menschen sind Exerzitien im Alltag ein erster Schritt von kaum zu ermessender persönlicher Relevanz hin zu einer lebendigen, persönlichen Spiritualität und einer vertieften Gottesbeziehung. Mit der Terminologie des Exerzitienbuches gesprochen, verbleiben Exerzitien im Alltag allerdings zumeist in der geistlichen Dynamik des Fundaments und haben damit nur eine recht begrenzte Reichweite. Oft genug muss sogar erst ein Vor-Fundament gelegt werden, da die Teilnehmer/innen wenig bis gar keine Erfahrung mit geistlichen Übungen haben.

J. und die Gruppe, die mit ihm das vorliegende Buch erarbeitet hat, setzt umfassender an und nimmt den ganzen geistlichen Prozess, wie ihn das Exerzitienbuch des Ignatius lehrt, in den Blick. Entsprechend werden auch wenigstens neun Monate als Übungszeit für sinnvoll erachtet. Denkbar ist aber auch eine Umsetzung in mehreren Abschnitten, verteilt über vier oder fünf Jahre. Die Zeit, die der geistlich Übende täglich einbringen soll, wächst während der Exerzitien von einer halben bis auf eine volle Stunde an. Es ergibt sich schon fast von selbst, dass J. davon ausgeht, dass diese Form der Exerzitien im Alltag nur mit regelmäßiger persönlicher geistlicher Begleitung gegangen werden kann.

In der Konzeption folgt das von J. vorgelegte Übungsbuch sehr eng dem Exerzitienbuch. Die dort vorgesehenen Übungen werden aus dem Original zitiert, kommentiert und mit weiteren Texten und Übungen ergänzt. Für jede Phase (ein bis zwei Wochen) werden sehr sorgfältig die Intentionen des Gebets „Was ich will und wünsche“ und die Punkte, die die Aufmerksamkeit leiten sollen, formuliert. Ergänzt werden die vorgeschlagenen Übungen jeweils durch einen der jeweiligen Phase angepassten Impuls für das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit.

Vivre le Christ ist damit ein wichtiges Hilfsmittel für alle, die den ganzen Exerzitienprozess im Alltag umsetzen möchten. Sie finden hier alle zentralen Texte und ausreichend Übungen und Vorschläge für den Einsatz biblischer Texte. Bedauern wird man einzig das Fehlen von geeignetem Bildmaterial. Auch Begleiter/innen von Einzelexerzitien werden für ihre Arbeit gute Anregungen finden. Durch die längeren erläuternden Zwischentexte und die ausführlichen Einführungen in die Exerzitienphasen kann das Werk jedoch auch als Kommentar zum Exerzitienbuch gelesen werden und ist so eine Hilfe für alle, die tiefer in den Geist und die Übungsweise des Exerzitienbuches eindringen möchten.

Eine besondere Stärke des Buches ist die im Vergleich zu deutschen Veröffentlichungen stärker emotionale spirituelle Sprache, die neue Zusammenhänge entstehen lässt und es leicht macht, auch persönlich im Beten und Üben Zugang zur affektiven Ebene zu finden. Sicher wird hiervon derjenige besonders profitieren, der mit der französischen Sprache gut vertraut ist. Die Übungsanleitungen und ergänzenden Texte sind jedoch relativ leicht lesbar und dürften sich auch demjenigen erschließen, der nur über Grundkenntnisse des Französischen verfügt.

Insgesamt ein sehr hilfreiches Arbeitsbuch und eine lesenswerte Einführung in die Exerzitien des Hl. Ignatius von Loyola. Ein Buch, das eine Übersetzung wert wäre.

Peter Hundertmark

Jacob KREMER, *Die Bibel lesen – aber wie? Neufassung*. Stuttgart: Verlag Kath. Bibelwerk 2003. 92 S., ISBN 3-460-30229-1, kart., € 7,90.

Der Wiener Altmeister neutestamentlicher Exegese legt mit diesem Band eine Neufassung seiner gleichnamigen, erstmals 1965 erschienenen Kleinschrift vor. Ausgehend von der Situation heutiger Leser, deren Zugang zur Bibel mit Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden ist, stellt er den inspirierten Charakter der Bibel als „Gotteswort im Menschenwort“ dar. Sodann führt er in Geschichte und Errungenschaften der historisch-kritischen Bibelwissenschaft ein – bis hin zu knappen Bemerkungen über neuere Strömungen, die die historisch-kritische Methode zumindest modifizieren. Ein kurzes Kapitel ist eigens der katholischen Exegese und ihrem Verhältnis zum kirchlichen Lehramt gewidmet. Exemplarisch werden anschließend Auferstehungstexte aus dem NT diskutiert, anhand derer K. auch die Frage nach der Wahrheit der Bibel stellt. Das Buch schließt mit „Leitsätzen für das Lesen der Bibel heute“. Weder bietet der Band eine Anleitung zur eigenständigen Arbeit mit biblischen Texten noch eignet es sich als Erstzugang zur Bibel. Auf knappem Raum erschließt er jedoch vor allem hermeneutische Hintergründe, die die Bibellektüre geübter Leser vertiefen helfen.

Hansjörg Schmid

Anton LEICHTFRIED, *Trinitätstheologie als Geschichtstheologie*. „*De sancta Trinitate et operibus eius*“ Ruperts von Deutz (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie; 37). Würzburg: Echter 2002. XI und 361 S., ISBN 3-429-02375-0, kart., € 24,50.

„Auch Ruperts Trinitätsschrift ist nicht für den Hörsaal oder die Analyse der Studierstube geschrieben, sondern als Hilfe für das Glaubensleben der Mönche (...). Wer einmal seine Auslegungen gelesen oder gehört hat, vergisst sie so schnell nicht wieder. Die Kraft seiner Bilder wirkt bis heute“ (335). Mit diesen Worten schließt eine mit Sachverstand, Sympathie und Stilbewusstsein verfasste Freiburger Dissertation über einen der zu Unrecht weniger beachteten großen benediktinischen Autoren des Mittelalters.

Im ersten Teil führt L., mittlerweile Regens des Priesterseminars in St. Pölten, ein in Leben und Werk des nachmaligen Abtes

von Deutz bei Köln. Geschickt klingen dabei bereits wichtige theologiegeschichtliche Motive an: Ruperts Kampf gegen die aufkommende Dialektik der Scholastik – manches erinnert an den einige Jahrzehnte späteren Streit Bernhards und Abaelards. Nicht weniger wichtig ist Ruperts Stand in der patristischen und klassisch-benediktinischen Tradition. Er legt die Schrift heilsgeschichtlich, liturgisch und objektiv aus. Seine Art unterscheidet sich deutlich vom anhebenden bernhardinischen Jahrhundert und seiner Psychologisierung der Frömmigkeit. Beide Motive werden im abschließenden dritten Teil ergebnissichernd aufgegriffen. Der Hauptteil der Arbeit befasst sich mit dem monumentalen, 42 Bücher umfassenden Werk *De sancta Trinitate et operibus eius* („Die heilige Trinität und ihr Wirken“). Methodisch geschickt erschließt L. das vielschichtige und in anspruchsvollem Latein verfasste Werk aus Passagen, die den Zusammenhang des Gedankenganges erhellen.

Rupert will den Dreifaltigen nicht in sich erkennen, sondern aus dessen Werken. Deshalb ist seine Dreifaltigkeitslehre eine Summe der gesamten Heiligen Schrift und der Heilsgeschichte von der Schöpfung bis zur Vollendung; sie stellt geradezu eine monastische Summe der Theologie dar. Damit folgt er in oft originärer Anlehnung Augustinus, allerdings eher dem heilsgeschichtlichen Werk *De Civitate Dei* als der psychologischen Trinitätslehre aus *De Trinitate*. So spricht Rupert die Schöpfung dem Vater, die Erlösung dem Sohn und die Neuschöpfung dem Heiligen Geist zu, freilich in enger heilsgeschichtlicher Verschränkung der drei göttlichen Personen. Rupert entwickelt Sinn für den Rhythmus des Heilswerkes, wenn er die sieben Tage der Schöpfung, die sieben Zeitalter des Sohnes und die sieben Gaben des Heiligen Geistes als ein Gliederungsprinzip erkennt (vgl. 318). Dabei umfasst das Werk des Sohnes die gesamte biblische Geschichte seit dem Sündenfall (in 30 Büchern gegenüber 3 für das Werk des Vaters und 9 für das des Heiligen Geistes). Christus ist damit auch der eigentlich Wirkende im Alten Bund, ja, Ruperts Trinitätslehre erscheint über weite Strecken als vertiefte Christologie.

All dies entfaltet L. souverän, prägnant, in genauer Textkenntnis und auch dem Nicht-

Mediävisten verständlich. Eine Fülle von Motiven lässt ahnen, dass das monumentale Werk Ruperts einen Schatz darstellt, einige Beispiele: das AT als Katechumenat (vgl. 157), Ansätze einer absoluten Inkarnation (vgl. 160–168), der Weg von der Demut zur Gottähnlichkeit (vgl. 301), die Auferweckung in Taufe und Eucharistie (vgl. 294). Nur gelegentlich neigt L. zum Theologenchinesisch (z. B. „offenbarungstrinitarischer Ansatz“, 99) oder zum (Pastoral-) Slang („positiv besetzt“, 90; „an der Wirklichkeit vorbeigedacht und vorbeigelebt“, 91; „Zeitleiste“, 154).

Wieso vergisst man die Lektüre Ruperts so schnell nicht wieder? Der Dogmatiker begreift, dass ganze Epochen die Distinktion von immanenter und ökonomischer Trinität gar nicht recht verstanden haben. Der spirituelle Theologe poliert sein Latein auf und freut sich auf einige Regentage mit den 2127 Seiten von Ruperts Trinitätslehre (CCM 21–24; vielleicht findet L. ja einmal Muße zu einem deutschen Auswahlband?). Und der Leser einfach als Leser? Er versteht, wie man in beständiger Meditation der ganzen Schrift für Gottes Werke zu danken und Vater, Sohn und Geist anzubeten lernt. Er staunt über den Reichtum der Tradition, auch dort, wo kaum einer schöpft. Er verweilt bei nicht wenigen Perlen wie dem Bild des Gesprächsverweigerers Adam, dem erst der neue Adam den Mund wieder öffnet (vgl. 113f.).

Andreas Wollbold

Lothar LIES, *Die Sakramente der Kirche. Ihre eucharistische Ausrichtung auf den dreifaltigen Gott*. Innsbruck: Tyrolia 2004. 240 S., ISBN 3-7022-2621-4, kart., € 19,90.

Nach *Sakramententheologie – Eine personale Sicht* (Graz 1990) ist im November 2004 die zweite sakramententheologische Monografie des Innsbrucker Dogmatikers Lothar Lies SJ erschienen, in welcher er seinen personalistischen Ansatz weiter ausführt. Lag im ersten Buch noch der Schwerpunkt auf einer eher theoretischen Darstellung seines Ansatzes, stellt er diesen in seinem neuen Werk eher kurz dar und wendet ihn konkret auf die sieben Sakramente an. Beide Bücher ergänzen sich so sehr gut,

sind aber ohne weiteres auch unabhängig voneinander zu lesen.

Im Zentrum seines Sakramentenverständnisses steht der Begriff der „Begegnung“: Der Mensch wird als leibliches Wesen – als „Leib in Person“ – skizziert. Diese Leiblichkeit ist es, die dem Menschen die Begegnung mit Gott ebenso wie mit anderen Menschen ermöglicht. Da der trinitarische Gott kein leibliches Wesen ist, sondern vielmehr personalisierte Begegnung („Person in Person“), ist es erst die Mensch- und somit Leibwerdung Gottes in Jesus Christus, die die Begegnung von Gott und Mensch ermöglicht. Aus diesem Grund definiert L. Jesus Christus als das *Ursakrament*. Aus diesem Ursakrament leitet L. die kirchlichen Sakramente ab. Auch nach Tod, Auferstehung und Himmelfahrt des Ursakraments Jesus Christus ist die Begegnung mit Gott möglich, denn der Leib Christi bleibt in zweifacher Bedeutung gegenwärtig: als der kirchliche und als der eucharistische Leib Christi. Beide Formen bedingen einander, denn die Feier der Eucharistie konstituiert die Kirche, die Kirche wiederum erst ermöglicht die Feier der Eucharistie.

Sakramente sind für L. „menschliche Symbole, die der dreifaltige Gott aufnimmt ..., um in ihnen den Menschen zu begegnen“ (10). Folglich deutet er zunächst die Sakramente anthropologisch. Erst durch die im 2. Kap. beschriebene Aufnahme durch Gott werden sie zu Zeichen der Begegnung mit Gott und so zu Zeichen seines stetigen Segenshandelns am Menschen, der *Eulogia*. Diese Eulogia weist vier Sinnelemente auf: *Anamnese* (Vergegenwärtigung), *Epiklese* (Geistsendung), *Koinonia* (Gemeinschaft) und *Prosphora* (Hingabe). Im 3. Kap. weist L. diese vier Elemente in der Eucharistie, in den sechs nachfolgenden Kapiteln auch in den anderen Sakramenten nach. So gelingt es ihm, die innere Verbindung der sieben Sakramente, die Hinordnung der anderen sechs Sakramente auf die Eucharistie („eulogisches Zentralsakrament“) und ihre Beziehung zum „Ganzsakrament“ der Kirche aufzuzeigen. Im 10. und letzten Kapitel wendet er sich schließlich den Sakramentalien zu.

L. richtet seine Sakramententheologie konsequent anthropologisch aus; sie bietet gute Ansätze zur Verwendung in der pasto-

ralen Praxis – insbesondere in der Katechese –, da L. die sakramentale Symbolik „von Grund auf“ erläutert und sie in der alltäglichen Lebenswelt verankert, was gerade deshalb interessant sein dürfte, da die Bedeutung der Sakramente von vielen Gläubigen nicht mehr verstanden wird. L. bleibt in der Sprache allgemein verständlich. Sie ist für jeden Interessierten gut lesbar und erfordert keine tiefere theologische Vorbildung. Lob gebührt L. zudem dafür, dass er die inneren Zusammenhänge zwischen Christus, Kir-

che und den Sakramenten plausibel veranschaulicht. Kritisch sei allerdings angemerkt, dass das ständige Repetieren seiner „eulogischen Sinnelemente“ mitunter ermüdend wirken kann. Auch erscheint ihre Anwendung auf die einzelnen Sakramente nicht immer überzeugend, sondern zuweilen etwas bemüht und künstlich. Insgesamt gesehen ist L. jedoch eine überzeugende und interessante Darstellung seiner Sakramententheologie gelungen.

Kirsten Dominic Brast

In Geist und Leben 4–2006 geschrieben:

Franz Kamphaus, geb. 1932, Dr. theol., Prof. für Pastoraltheologie/Homiletik, seit 1982 Bischof von Limburg.

Stefan Kiechle SJ, geb. 1960, Dr. theol., Novizenmeister der deutschen Jesuitenprovinz in Nürnberg.

Joachim Kittel, geb. 1965, verh., Dipl. theol., Gymnasiallehrer für kath. Religion.

Franz Meures SJ, geb. 1951, 1998–2004 Provinzial der Norddeutschen Provinz SJ, seit 2005 Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

Matthias Mühl, geb. 1971, verh., Dipl. theol., StAss (Kath. Religion und Deutsch). – Ekklesiologie, Sakramententheologie.

Bernhard Paal SJ, geb. 1934, Seelsorger an St. Michael in München. – Bibel, Kunstgeschichte.

Bernhard Schneider, geb. 1959, verh., Dr. theol. habil., Prof. für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Univ. Trier, Vorsitzender der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier. – Frömmigkeitsgeschichte der Neuzeit, Kommunikationsgeschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jhd.